

»Wettbewerb«: Burhan Qurbanis Verfilmung von »Berlin Alexanderplatz« verlegt die Romanhandlung in unsere Gegenwart

# Ein gutes und anständiges Leben

Von Frank Schürmeister

**E**in Filmkritiker muss sich während der Berlinale durch einen Wust mittelmäßiger Filme quälen. Umso glücklicher ist er dann über das seltene Erlebnis, einen zu sehen, der *Relevanz* hat. »Berlin Alexanderplatz« ist dieser Glücksfall. Die bisherigen Filme des 1980 in der westdeutschen Provinz geborenen Burhan Qurbani, Sohn von aus Afghanistan nach Deutschland gekommenen Flüchtlingen, rechtfertigten große Hoffnungen: Bereits 2010 war der Regisseur im Berlinale-Wettbewerb mit dem Film »Shahada« vertreten, in dem drei junge Muslime in Berlin porträtiert wurden. Mit seinem Film »Wir sind jung, wir sind stark« verarbeitete er die rassistischen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen 1992 fürs Kino. Schon in diesem Film fiel die ungewöhnliche Formensprache auf, mit der Qurbani zwischen Schwarz-Weiß und Farbe und verschiedenen Filmformaten hin- und herwechselt.

Alfred Döblin, von dem der 1929 erschienene Roman »Berlin Alexanderplatz« stammt, gehört zu den wichtigsten Vertretern der literarischen Moderne. Verfilmungen des Romans gibt es schon: die von Piel Jutzi mit Heinrich George in der Hauptrolle (1931) und die 13-teilige Fernsehserie von Rainer Werner Fassbinder (1980).

Im Hier und Heute heißt die Hauptfigur Franz Biberkopf nun Francis (Welket Bungué) und ist ein afrikanischer Immigrant, ein »Illegaler«, der nach der gefährlichen Überfahrt auf dem Mittelmeer in Berlin gestrandet ist. Die Handlung des Romans in die von Migration geprägte Gegenwart zu verlegen, liegt nahe. Seltsam ist, dass bisher noch niemand auf die Idee gekommen ist. Sonst werden ja permanent Parallelen zwischen den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart gezogen, wozu nicht zuletzt die berühmte Fernsehserie »Babylon Berlin« beigetragen hat. Das gesellschaftliche Klima ist in der Tat vergleichbar: Heute ist Berlin wieder eine Stadt mit gewaltigen sozialen Brüchen und Abgründen. Was damals das verarmte Lumpenproletariat war, sind heute Menschen wie Francis und andere zu »Illegalen« gemachte Flüchtlinge, die versuchen, in der Hauptstadt zu überleben.



Die Umstände, sie sind nicht so: Francis/Franz versucht, in Berlin zu überleben.

Foto: Sommerhaus/eOne Germany/Wolfgang Ennenbach

Dies ist also die Geschichte von Francis B., »wie er immer wieder aufsteht und schließlich endgültig an dieser Stadt zerbricht«, wie eine Off-Erzählerin mitteilt. Im ersten der fünf Teile des dreistündigen Films trifft Francis in Berlin ein, lebt zunächst im Flüchtlingsheim und von Schwarzarbeit. Die Avancen des Drogendealers Reinhold, der im Heim unter den Migranten um Nachwuchs wirbt, wehrt er ab. Er möchte ein gutes und anständiges Leben führen. Doch die Umstände, sie sind nicht so, und so landet er im zweiten Teil doch bei Reinhold im Görlitzer Park und wird zu dessen rechter Hand.

Reinhold ist ein Psychopath reinsten Wassers, der von Albrecht Schuch kongenial verkörpert wird. Wie sich Schuch als Reinhold das diabolisch Düstere, Monströse dieses Mannes zu

eigen macht, der bei aller Jovialität kein menschliches Gesetz akzeptiert, ist höchste Schauspielkunst. Auch Joachim Krol als eiskalter Gangsterkönig Plums und Jella Haase als Miese machen »Berlin Alexanderplatz« zu einem Ausnahmefilm. In seiner Inszenierung übernimmt Qurbani zudem das Expressionistische der Romanvorlage, sowohl was die beeindruckenden assoziativen Bilder und Settings betrifft, die er zusammen mit dem Kameramann Yoshi Heimrath kreiert, als auch in seiner Dämonisierung und Mystifizierung der Stadt.

Am Ende des zweiten Teils hat Francis, der inzwischen »Franz« genannt wird, durch den Verrat Reinholds einen Arm verloren und ist ganz unten angekommen. Als er die Prostituierte Miese trifft, bei ihr einzieht

und sich die beiden Halt geben und ineinander verlieben, könnte Franz eigentlich zufrieden sein. Doch immer wieder zieht es ihn zurück ins kriminelle Milieu und zu Reinhold, in dem sich seine eigene dunkle Seite spiegelt. Die Beziehung zwischen beiden, die von Verrat und Hass, aber auch von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt ist, wird im Folgenden immer mehr zum Leitmotiv des Films, zugleich aber auch zu seiner Schwäche: Je mehr sich der Film auf die Verknüpfung beider Schicksale fokussiert, desto mehr lässt er die gesellschaftlichen und sozialen Konnotationen eines Migrantenschicksals in der deutschen Gegenwart außer Acht. Ein Berlin-Film ist der Film sowieso nicht; trotz illustrierter Schauplätze kommt eine Außenwelt praktisch nicht vor. Letztlich ist der Film weniger ein so-

zialrealistisches als vielmehr ein Psychodrama, das in der Konfrontation zweier höchst unterschiedlicher Männer seinen Fokus findet. Dieser fehlende Gegenwartsbezug ist ein Manko des Films, der nichtsdestotrotz einen suggestiven Sog und in seinem klugen Erzählrhythmus einen Spannungsbogen erzeugt, der den Zuschauer bis ans Ende trägt.

Die Zwangsläufigkeit des tragischen Endes von Francis/Franz bleibt letztlich, anders als im Roman, eine Behauptung, die nicht überzeugt; aber trotz dieser Schwäche erfüllt »Berlin Alexanderplatz« die Erwartungen, die an großes Kino gestellt werden.

»Berlin Alexanderplatz«, 27.2., 9.15 Uhr, Friedrichstadtpalast; 27.2., 15 Uhr, Haus der Berliner Festspiele; 1.3., 17.15 Uhr, Berlinale-Palast

»Wettbewerb«: Der Film »Dau: Natasha« verhandelt totalitäre Gewalt

## Der erste Kreis der Hölle

Von Gunnar Decker

**D**ie Kantine eines geheimen sowjetischen Forschungsinstituts in Moskau in den 50er Jahren. Sie ist geradezu luxuriös ausgestattet. Man trinkt und isst hier so, als wäre man schon im Kommunismus oder im Westen. Ganze geheime Forschungsstädte gab es, am wichtigsten war wohl Obninsk, wo auch das erste Atomkraftwerk der Welt ans Netz ging, entwickelt nicht zuletzt von deutschen Atomphysikern, die dort in einer Art goldenem Käfig lebten.

Diese Transformation des Gulag-Prinzips in den Bereich der Wissenschaft hat den Regisseur Ilja Krschanowski interessiert. Als er vor über zehn Jahren begann, an seinem »Dau«-Projekt zu arbeiten, stand noch die Biografie des Physikers Lew Landau im Zentrum. Aber dann wuchs das Projekt in die Breite, inzwischen gibt es 700 Stunden Film, 13 Filme wurden bislang aus dem Material gefertigt. Das Thema hat sich inzwischen gewandelt, man könnte nun von Erscheinungsformen des Totalitären sprechen.

2018 wollte Krschanowski in Berlin in einem nicht allzu kleinen Areal im Zentrum die Mauer neu bauen und das Leben im Stalinismus erlebbar machen – letztlich als Rahmen für seine Filme. Statt Eintrittsgeld sollte ein Visum fällig werden. Klingt klaustrophobisch, ein bisschen auch nach Disneyland oder »Big Brother«. Aus der

Aktion wurde nichts, die Berliner Bürokratie reagierte panisch – sie fand dann in Paris statt. Dass das »Dau«-Projekt wächst und wächst, hat auch mit dem reichlich strömenden privaten Geld eines russischen Oligarchen zu tun.

Ein solcher Finanzier ist gewiss mit Skepsis zu sehen, noch mehr aber das bloße Nachspielen einer vergangenen Ära in Echtzeit. Insgesamt wurden 400 Laien besetzt, meist spielen sie sich selbst in ihren Berufen. Natalja Beresnaja als Natasha war im Leben vor »Dau« Verkäuferin, jetzt steht sie hinter dem Kantinentresen, zusammen mit ihrer jungen Kollegin Olga (Olga Schkabarnja). In der ersten Stunde dieses zweieinhalbstündigen »Dau«-Films sehen und hören wir Natasha und Olga ihre Gäste bedienen. Das ist ein bisschen langweilig, weil der pseudo-dokumentarische Gestus zuletzt doch ein Fake ist. Aber die Bilder im Halbdunkel entfalten dennoch eine suggestive Kraft, dank des inzwischen fast 80-jährigen Fassbinder-Kameramanns Jürgen Jürges, dem es gelingt, dem linearen Zeitablauf so etwas wie szenische Verdichtungen abzugewinnen.

In Russland ist auch dieser »Dau«-Film verboten; in Paris, wo Teile von »Dau: Natasha« gezeigt wurden, reagierten Feministinnen empört auf zwei pornografische Szenen. Die erste scheint tatsächlich etwas überflüssig, da hat Natasha nach einem Saufgelage Sex mit dem französischen

Forscher Luc Bigné, der sich selbst spielt. Die zweite Szene aber geht unter die Haut, in ihr offenbaren sich die stalinistischen Mechanismen, um die es bei »Dau« doch gehen soll. Natasha wird von einem Geheimdienstoffizier zur Mitarbeit gezwungen, nachdem er die anfangs noch Renitente im Verhör systematisch gebrochen hat.

Hier dann auch die bereits im Vorfeld skandalisierte Szene, in der er Natasha zwingt, sich eine Flasche in die Vagina einzuführen. Es ist das System, das sich Natasha fügt. Am Ende unterschreibt sie alles und unterwirft sich bedingungslos der Macht.

Die Szene hat für die – oft verschwimmende – Thematik des Films eine wichtige Funktion, sie zu skandalisieren, wäre falsch. Nicht die Szene ist skandalös, sondern die Verhältnisse waren es. Bezeichnend ist der Wortwechsel Natashas mit ihrem Peiniger: »Kann ich Sie etwas fragen, oder werden Sie mich dafür töten?« – »Warum sollte ich Sie wegen einer Frage töten, wo ich Sie auch so töten könnte?«

Absolute Macht führt immer in den »ersten Kreis der Hölle« (Alexander Solschenizyn).

»Dau: Natasha«: 27.2., 15.30 Uhr, Friedrichstadtpalast; 27.2., 21.15 Uhr, Haus der Berliner Festspiele; 29.2., 18.30 Uhr, Friedrichstadtpalast; 1.3., 22 Uhr, Kino International

»Wettbewerb«: Das Filmdrama »Never Rarely Sometimes Always«

## Kaum Touchy-Feely-Momente

Von Bahareh Ebrahimi

**D**ie 17-jährige Autumn Callahan muss nach einem Test erfahren, dass sie schwanger ist. Es handelt sich um eine ungewollte Schwangerschaft. Sie geht nach Hause und sterilisiert mittels Feuer eine Nadel. Und sticht sich ein Nasenpiercing. Sie lebt im ländlichen Pennsylvania. In der Praxis, in der sie den Schwangerschaftstest gemacht hat, kommt eine Abtreibung nicht infrage. Dort zeigt man ihr vielmehr ein plakatives Propagandavideo: »Die harte Wahrheit über die Abtreibung«.

Autumn stammt aus einer Arbeiterfamilie. Sie führt ein bescheidenes Leben, das nur aus Schule und der Arbeit an der Kasse eines Supermarkts besteht. Ihre Mutter ist kaum für sie da, und deren Partner nervt Autumn, ekelt sie sogar an. Nur ihrer Cousine Skylar, die im selben Supermarkt arbeitet, vertraut sie sich irgendwann an und teilt ihr mit, dass sie schwanger ist. Skylar klaut etwas Geld aus der Kasse und fährt mit Autumn mit dem Bus nach New York City in eine Abtreibungsklinik.

»Never Rarely Sometimes Always«, ein gesellschaftskritisches Filmdrama der US-amerikanischen Regisseurin Eliza Hittman, hat einen langsamen Erzählrhythmus. Hittman arbeitet viel mit Nahaufnahmen von Gesichtern und Körperteilen, wenig mit Dialog und Musik.

Die Handlung spielt in den heutigen USA. Eine Trump-Puppe sitzt in der Vitrine eines Ladens zwischen anderen Spielfiguren. Abtreibungsgegnerinnen und -gegner demonstrieren, »Heilige Maria, Mutter Gottes!« rufend, vor der Klinik.

Die Regisseurin charakterisiert ihre Protagonistinnen jenseits des Klischees, das oft vom Teenager-Dasein in den USA gezeichnet wird: Autumn (Sidney Flanigan) und Skylar (Talia Ryder), schlichtes Aussehen, sparsam mit Wörtern, drücken nicht übermäßig viel Gefühl aus, wech-

*Wenn etwas schief läuft, wird nicht überreagiert, nicht geweint, es wird praktisch gehandelt.*

seln nur kurze Sätze, lassen einander in Ruhe. Es wird auch während des ganzen Wegs nach New York kein Klatsch ausgetauscht oder über Jungs gequatscht. Wenn etwas schief läuft, wird nicht überreagiert, nicht geweint, es gibt kaum Touchy-Feely-Momente, es wird praktisch gehandelt. Wie oft hat man solch eine Mädchenwelt auf der Leinwand oder im Fernsehen gesehen?

Und genauso wie ihre beiden weiblichen Hauptcharaktere ist

Hittmans feministisches Kino klischeefrei. Es funktioniert nicht durch lauten Aufschrei, sondern zeigt das Problem unaufgeregt, unkommentiert und in Nahaufnahme, sodass man/Mann nicht sofort wieder wegschauen kann mit der Ausrede: »Aaach, schon wieder diese Frauenthemen, schon wieder Me-Too-Debatte!«

Gerade MeToo ist ein starker Aspekt in Hittmans Drama: Ständig erleben Autumn und Skylar alltägliche Belästigungen durch Männer, seien es Exhibitionisten nachts in der U-Bahn, seien es Jungs, die ihnen einfach »Schlampe!« zurufen, oder sei es der Supermarkt-Vorgesetzte, der jedes Mal bei der Kassenübergabe ungefragt Autumn's Hände küsst. All dies ist für die beiden Frauen »normal« geworden. Sie zeigen in solchen Momenten bloß den Mittelfinger und gehen weg.

Übrigens: Um den Schwangerschaftsabbruch hinter sich zu bringen, muss Autumn zuerst einige Multiple-Choice-Fragen einer Klinikmitarbeiterin beantworten. Darunter auch schwierige, intime Fragen: »Erfahren Sie sexuelle Gewalt?« Die Antwortmöglichkeiten lauten: never, rarely, sometimes, always (nie, selten, manchmal, immer).

»Never Rarely Sometimes Always«: 28.2., 19 Uhr, Friedrichstadtpalast; 1.3., 19.30 Uhr, Friedrichstadtpalast